

Marianne Hofmann

Es glühen die Menschen, die Pferde, das Heu

„So, und jetzt liest uns die – Kolbeck – ihren Aufsatz vor.“

Das Mädchen schlägt die Heftseite auf, rückt sich und das Heft zurecht, beginnt. „Heuer war der Fasching besonders schön. Heuer bin ich als“ – sie stockt, denn da, wo sie eine Lücke gelassen hat, hat der Lehrer ein Wort hineingeschrieben, das sie nicht kennt – „bin ich als“ – sie liest vorsichtig und langsam – „bin ich als K, als Kowwboy gegangen.“

„Was ist denn ein „Kowwboy?“ äfft er sie nach. Sie weiß es nicht. Kein Kind weiß es.

„Was hast du denn angehabt, erzähl.“

„Ich hab einen großen, schwarzen Hut aufgehabt, ein Halstuch, eine Weste mit Fransen, ein kariertes Hemd, lange Hosen, auch mit Fransen.“

„Und was noch?“

„Eine Pistole.“

„Von wem hast denn das Zeug überhaupt gehabt?“

„Von einem Hausierer, der Stoffe und sowas verkauft.“

„Ja, ja. Kolbeck. Maskiert gehen, aber nicht wissen, was man ist. Cowboy ist amerikanisch und wird anders gesprochen, als man es schreibt. Cow heißt Kuh und boy heißt Junge oder Bursche. Ein Cowboy reitet auf einem Pferd. Er hat ein langes Seil dabei, ein Lasso. Damit fängt er die Kühe ein. Ein Cowboy ist einer, der in Amerika auf die großen Rinderherden aufpaßt. Ein Kuhbursche also. Kolbeck, du warst ein Kuhbursche. Ein Hüatabua. Das hättest du auch nicht gedacht, was? Aber auf amerikanisch hört sich das halt viel, viel feiner an. Was warst du heuer im Fasching?“

„Ein Kauwwoy.“

Es schmerzt noch einige Tage nach, aber es tröstet sie, wenn die Männer noch einmal vom Fasching erzählen und sagen, wie schön es war.

Das Dekorieren von Gaststube und Kegelbahn hatte Tage gedauert und war nicht immer ein Vergnügen gewesen. Zuerst mußte sie mit dem Vater die Trommel des großen Sägemehlofens füllen, und bis er endlich Wärme spuckte, war sie halb erfroren. Mit steifen Fingern drehten sie Girlanden aus Krepppapier, schnitten Muster in Papierbahnen, ließen häßliche Wände verschwinden, bis die Räume nicht mehr zu erkennen waren. Wochenlang wandelte sie glücklich unter diesem Girlandenhimmel.

Sie durfte, mußte lange aufbleiben an diesem Faschingsabend, denn Gaststube und Kegelbahn waren brechend voll von maskierten Leuten. Der Vater hat alle Augenblick einen neuen Banzen angezapft, und sie wurde zwischen Küche und Gaststube hin- und hergeschickt. Schnäpse wurden tablettweise hinausgetragen, für die Frauen gab es Torten und Liköre, und

der Duft von Bohnenkaffee gab ihr das Gefühl, daß es jetzt auch bei ihnen fein zuzuging.

Die Bedienungen, Handfläche und Arme mit Tellern bedeckt, schrien: „Soß, Soß“, als sie sich zwischen die Menschen hindurchschoben. Sie hat sich immer gewundert, denn es war gar keine Soß auf den Tellern, sondern nur Bratwürstel mit Kraut. Aber, dachte sie, das wird wohl ein Trick der Bedienungen sein. Sie sagen einfach „Soß“, damit die Leute schneller ausweichen, denn vor der Soß auf dem Gwand hatte jeder Angst.

Spät ist sie an diesem Abend zu Bett gegangen. Auf der Kommode lag das Faschingskostüm. So schön waren sie also angezogen in Amerika beim Küehüten. Sie mußte auch Kühe hüten. Im Herbst, wenn es regnete und kalt war. Da hatte sie eine dicke Joppe an und Strümpfe, die kratzten. Statt eines langen Seils hatte sie eine Peitsche. Aber die nützte ihr wenig, weil die Kühe immer davonliefen.

Sie schlüpfte unter das dicke Federbett, drückte ihr Gesicht in das Kissen. Von der Gaststube herauf drang Musik, vermischt mit dem Lachen der Gäste. „Cowboy“, sagte sie leise, „ich war ein Cowboy.“

„Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb, sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“

Wenn die Mutter das Lied mit ihr singt, hat sie ein anderes Gesicht, ist sie weit weg, wie in der Kirche beim Beten.

„Du brauchst gar ned so angebm“, schreien ihr die Nachbarskinder eines Tages im Streit zu, „dei Großvater hat sich aufm Droadbodn aufgehängt, ällabätsch.“

Zehn Jahre ist sie alt, als sie dies hört. Wie damals die Mutter auf dem Kommunionbild. Die trägt am linken Arm über dem weißen Kleid ein breites Trauerband. Es hat das Kind immer berührt, daß die Mutter bei einem so großen Ereignis traurig sein mußte.

Mit dieser schrecklichen Nachricht rennt sie nach Hause, steht in der Küche keuchend vor der Mutter. „Ist es wahr, die Preißinger Kinder sagen, dein Vater hat sich ... hat sich aufgehängt?“

„Es stimmt nicht“, sagt sie langsam, leise, erstarrt. Sie dreht sich wieder dem Herd zu. Dann geht sie hinaus mit wäßrigen Augen.

„Sie hatten einander so lieb...“ Der Bruder, der dem Vater so ähnlich war, hatte sie vor der eisigen Kälte der Mutter geschützt.

„Sie konnten zusammen nicht kommen...“

Auch der Bruder wird ihr nicht lange gehören, er stirbt vor Stalingrad. Sehnsucht und Schmerz werden sie nie mehr verlassen.

Vieh- und Getreidehändler, Heiratsschmuser, Musikanten, Hausierer, Bettler, Handwerker, Vertreter, „Gstudierte“ aus dem Kloster, viele Menschen gehen ein und aus, bleiben sitzen, wollen reden, wollen unterhalten werden, brauchen Wärme, wollen trinken und sich amüsieren, wollen schweinigen und wie kleine Buben sein, lassen sich mitreißen und trinken zu viel, spielen, kegeln, gewinnen, verlieren ihr Geld.

Keiner muß sein Bier allein in der Gaststube trinken, wenn er nicht will. So sitzen die Gäste in der Küche, schauen zu, wie der Nudelteig ausgerollt wird, der Pfannkuchenteig gerührt, die Knödel gedreht, das Blaukraut geschnitten wird. Wohl ist der Mutter nicht dabei, wenn man ihr so auf die Finger schaut, aber was bleibt ihr anderes übrig? Jeder Gast soll das bekommen, was er braucht. Sie kann nicht anders. Und so kommt manchmal schon bei Morgengrauen das Ungemach ins Haus.

Wie Dr. Wagner, Handwerksbursch.

Den Titel hatte er sich selbst gegeben. Er war geduldet als der Sonderling, der Narr, der arme Hund. Das Reparieren von Schuhen übte er aus in den kurzen Phasen des Nüchternseins, um wieder Geld für weitere Besäufnisse zu haben.

Der neue Durst vom letzten Rausch treibt ihn um fünf Uhr morgens in das Wirtshaus. Er weiß, wo eine Türe offen ist.

Die Wirtsleute schlafen noch. Er holt sich ein Bier und wartet fröstelnd in der Küche. Kein Holz unter dem Herd. Die Kinder haben gestern wieder nicht gespurt. Er holt sich einen Arm voll Holz, macht Feuer. Er sitzt am Herd, in seinen Mantel eingeschlungen, und wärmt sich. Ein ausgemergeltes, zusammengesoffenes Wrack.

Schon läutet es zur ersten Messe, die Wirtsleute liegen immer noch im Schlaf. „Herrgott, Sophie, Hans, steht auf, die Leute gehn schon in die Kirche.“

Die Kinder krabbeln aus den Betten, sind noch benommen. Schon wieder einer da.

„Zieht etwas an“, sagt Dr. Wagner, „es gehört sich nicht, daß kleine Mädchen ohne Unterhosen sind. Sophie, zieh den Kindern Schuhe an, sie erkälten sich sonst auf dem Steinboden!“

Der Malzkaffee bringt alle an den Tisch, auch ihn.

Sein rechter Daumen, breit und rund, der Schnupfdaumen. Die riesigen Nasenflügel, Scheunentore, hier werden große Mengen eingefahren. Der Stoppelbart durchsetzt mit schwarzen Krümeln.

Die Kinder ekelt. Kann er nicht am Ofen sitzenbleiben?

Im weiten Mantel sitzt er da, den Kragen hochgeschlagen, das graue Haar fällt seitlich ins Gesicht. Die Sinne angespannt, verfolgt er die Familie, nimmt alles wahr.

Um acht Uhr hat er schon das vierte Bier. Er singt mit lauter Stimme, den Blick in die Ferne gerichtet. Er geht umher, die Hände auf dem Rücken, schimpft mit geballter Faust auf Hitler und auf Huren.

Die ehrenwerten Bürger. Sie treibts mit dem, und der mit einer anderen. Dann rennen sie zur Kirche und fressen jeden Tag den Herrgott.

Er macht die Leute neugierig mit seinem Gerede, nie aber ist man sicher, was seiner Phantasie entspringt, was Wirklichkeit ist.

In diesem Zustand hatte er damals auch Hitler beleidigt, sie brachten ihn nach Dachau, darüber schweigt er noch immer.

Später dreht er seine Runde im Ort, säuft, bis er am Nachmittag zusammengebrochen irgendwo liegen bleibt. Im Sommer liegt er bei sengender Hitze im Staub der Straße, im Winter findet man ihn im Schnee, Hände und Füße sind längst erfroren.

Im Armenhaus ist er ein ganz anderer. In seinem Zimmer sitzt er vor einem Berg schweißstinkender Schuhe, repariert sie für geringen Lohn. Ernst ist sein Blick, prüfend schaut er sein Gegenüber an. Kein Wort zu viel.

Wenigstens für einige Wochen will er im Winter die feuchte, zugige Bude verlasen, sein klammes Bett, mit den toten Federn darin. Dazu muß er im Spätherbst eine Straftat begehen. Beleidigen läßt sich von ihm längst keiner mehr. Holzdiebstahl, sogar unter Zeugen, ficht keinen mehr an.

So schleicht er sich bei Morgengrauen in die Kirche, hört sich im Beichtstuhl die Sünden einer Bäuerin an, und wie er danach mit verdrehten Augen andeutete, hatte er einiges dabei erfahren. Als er sie fragte, ob das alles sei, sagte sie: „Ja.“ „Und was ist mit dem Holz, das du dem Huber gestohlen hast?“ „Mein Gott, Herr Pfarrer“, schrie sie entsetzt, „Sie san ja allwissend!“ Als er nach einer Weile den Beichtstuhl verließ, wurde er von der Bäuerin gesehen, die kniend ihre Sünden bereute.

Der Staatsanwalt in der Kreisstadt kannte ihn seit Jahren. Stilles Einvernehmen herrschte, sein warmer Platz im Gefängnis war gesichert.

Als er seine Entschädigung für Dachau bekommen hatte, warf er das Geld unter die Leute, befand er sich im Dauerrausch. Buttercremetorte, Sherry Brandy. Die Damen folgten ihm in Prozessionen.

Der Wagner Franz hat wieder alle frei gehalten, erzählte man am nächsten Tag. Brotzeiten und Bier, Schnaps, so viel man wollte.

„Jetzt wo er Geld hat“, sagte die Mutter, „trinkt er woanders. Und bei uns hat er immer noch Schulden.“

In dieser Zeit zeugte er auch ein Kind, er hing sehr an ihm. Aber die Mutter seines Kindes wollte von ihm nichts mehr wissen, als der Buttercremorausch vorbei war.

Wieder ohne Geld, kam er zurück ins Wirtshaus. Saß morgens am Herd, fröstelnd, und konnte kein kleines Mädchen mit nackten Füßen auf dem Steinboden sehen.



Marianne Hofmanns Roman, 1997 erstmals erschienen, erzählt die Geschichte eines heranwachsenden Mädchens in einem niederbayerischen Dorf. Genau und packend wird die Zeit seit dem Ende des 2. Weltkriegs eingefangen. Es entstehen Bilder, die sich einprägen, Bilder einer verlorenen Welt – einer Heimat, die auch von Enge und Kälte gekennzeichnet ist.

M. Hofmann, *Es glühen die Menschen, die Pferde, das Heu*, 152 S., 13,80 Euro